

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 119/120 (1942)
Heft: 12

Artikel: Schweizerische Wirtschaftsfragen: Betrachtungen und Gedanken
Autor: Dübi, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-52438>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

rung und Dezentralisierung beeinflussen? Und ein solcher Ingenieur wird sich daran gewöhnen, die soziologisch-anthropologischen Faktoren genau so wie die physikalisch-chemischen im Auge zu behalten, und immer sozusagen den Koeffizienten α , den menschlich-sozialen, einkalkulieren. So wie eine Vernachlässigung der mechanischen Festigkeitslehre eine Brücke zum Einsturz bringen kann, wird eine Vernachlässigung der sozialen Festigkeitslehre schliesslich auch unser ganzes soziales Gebäude zusammenbrechen lassen und die stolzen Leistungen einer sozialblinden Technik unter ihren Trümmern begraben.

Dass diese soziale Technik kein utopisches Hirngespinnst eines Schreibtischgelehrten ist, beweist der Umstand, dass ja der Techniker dort, wo der Klein- und Mittelbetrieb von ihm als eine gegebene Tatsache hinzunehmen ist, bereits von selbst auf diesen Weg gedrängt wird. Das ist der Fall in der bäuerlichen Landwirtschaft, wo die Ingenieure sich bereits durch Erfindung von Bauerntraktoren und sonstigem dem Kleinbetrieb angepassten Arbeitsgerät den Aufgaben einer solchen sozialen Technik zugewandt haben. Warum soll, was dem Bauern recht ist, nicht dem Handwerker und Kleinindustriellen billig sein? Und warum soll es darüber hinaus nicht möglich sein, selbst für die Grossindustrie technisch-organisatorische Wege neuer dezentralisierter Formen der Produktion zu finden?

Einem solchen Ingenieur, der uns bis hierher gefolgt ist, dürfen wir schliesslich noch eine letzte Ueberlegung vertrauensvoll zumuten, dies umso mehr, als wir sie bereits im Verlauf der Darstellung heimtückisch haben einfließen lassen. Wie der Gelehrte und der Angehörige irgendeines anderen Berufes hat schliesslich auch der Technologe — der eigentliche Techniker wie der Betriebswirtschaftler — eine eigentümliche «déformation professionnelle», über die er sich mit heiterer Selbstironie Rechenschaft ablegen sollte: die im Wesen der Technologie liegende Tendenz, das Mittel mit dem Zweck zu verwechseln und den Endzweck aus dem Auge zu verlieren, eine Men-

talität, die sich leicht sogar versteigt, jede Mahnung an das natürliche Verhältnis zwischen Mittel und Zweck als «romantisch» zu brandmarken. «C'est une chose déplorable», dürfen wir aber mit Pascal sagen, «de voir tous les hommes ne délibérer que des moyens, et point de la fin». Es ist ein Denktypus, der uns karikiert in dem Manne erscheint, der den Kleingarten als eine unrationelle Form der Gemüseproduktion bezeichnet — als ob es auf die Gemüseproduktion und nicht auf die Glücksproduktion als Endzweck ankäme. Es ist der selbe Mann, der doch wohl davor zurückschrecken würde, sich — im Gegensatz zu unserem R. A. F.-Piloten — persönlich für die Gemeinschaftsküche zu begeistern, obwohl sie vielleicht eine rationellere Form des Hineinstopfens von Kalorien ist als der so kläglich romantische gute alte Familienmittagstisch. So sind ja auch Technik und Maschine kein Endzweck, sondern nur ein Mittel, das uns tauglich oder untauglich erscheinen kann, das wir aber nicht als einen menschenfressenden Götzen abergläubisch verehren dürfen. Der Endzweck ist nicht der technische Fortschritt, sondern ganz einfach das menschliche Glück. Ich bin nicht der Meinung, dass der technische Fortschritt unbedingt ein untaugliches Mittel zu diesem Endzweck sein müsse, aber auch nicht der entgegengesetzten Meinung, dass er unbedingt und unter allen Umständen ein dazu taugliches Mittel sei. Meine Meinung ist vielmehr — ich habe sie ausführlich auseinandergesetzt —, dass wir alles tun sollten, um den technischen Fortschritt zu einem möglichst tauglichen Mittel für die Erreichung des schlichten Endzweckes zu machen. Ich habe mich um den Nachweis bemüht, dass hierfür die Möglichkeiten grösser sind, als die Pessimisten annehmen, aber alle werden darin übereinstimmen, dass der Spielraum schliesslich doch mehr oder weniger begrenzt ist. An dieser Grenze ist es Zeit, sich auf den reinen Mittelcharakter der Maschine zu besinnen und ernstlich die Frage zu stellen, ob nicht der technische oder organisatorische Fortschritt unter Umständen als ein untaugliches Mittel zu verwerfen ist, genau so, wie wir die unrationellste Familienküche der rationellsten Gemeinschaftsküche vorziehen. Das ist schliesslich nicht mehr als ein Appell an den schlichten und gesunden Menschenverstand.

Zwischenbemerkung der Redaktion

Es ist verständlich, dass diese Ausführungen Röpkes, insbesondere seine Befürwortung der «Dezentralisation», in Kreisen der Grossindustrie nicht allgemeine Zustimmung finden. Uns haben sie aber beim Anhören seines lebendigen Vortrags in Baden im Grundsätzlichen, in der Bewertung des bloss technischen Fortschritts, der «déformation professionnelle» unwillkürlich erinnert an die Generalversammlung der G. E. P. 1916, ebenfalls in Baden, mit dem Bericht über die Rundfrage betr. die Ausbildungsziele (vgl. Bd. 68, S. 160/163). Damals schlossen wir unsern Bericht mit einem Zitat aus dem Briefe eines geschätzten Kollegen: «Der höhere Kulturwert des gebildeten Ingenieurs soll vor allem darin bestehen, dass er in seiner Tätigkeit nicht nur den Broterwerb, auch nicht nur eine Betätigung seiner Fähigkeiten erblickt, sondern dass er sie in den Rahmen des allgemeinen Lebens hineinzubringen versteht, dass er *den Kulturwert seiner Arbeit* erkennt und richtig einschätzt. Dann wird die Berufsarbeit zum Lebensinhalt überhaupt: sie verwächst mit ihm und gewährt Befriedigung auch in geistiger, sittlicher und sozialer Beziehung». — «Soziale Festigkeitslehre» nennt dies Röpke.

Weiter hat er uns erinnert an das Buch von Prof. Dr.-Ing. Rob. Weyrauch (Stuttgart) «Beiträge zur Berufskunde des Ingenieurs» (Bd. 74, S. 127), der u. a. hinsichtlich der Vermaterialisierung der Bildung sagt: «Das Gehirn triumphiert auf Kosten der Seele, und den Ingenieuren, die reine Fachmenschen werden, mangelt es an tieferer Menschlichkeit.»

Röpkes Vortrag erinnerte uns aber auch an unsere Festrede zur 50jährigen Gründungsfeier der G. E. P. 1919 in Luzern (siehe Bd. 74, S. 115), wo wir uns bei unserer Analyse des so viel bewunderten technischen Fortschritts in sehr verwandten Gedankengängen bewegten und die Forderung aufstellten nach «Herbeiführung eines natürlichen Gleichgewichts zwischen den Realitäten und den unwägbareren Idealen». — Und schliesslich kam uns unsere «Sylvesterbetrachtung» zum Abschluss des hundertsten Bandes der SBZ in den Sinn, mit dem Gottfried Kellerschen Bilde vom «Fortschrittskäfer» im Martin Salander, u. a. m. (Bd. 100, S. 369, 1932).

All dies hat uns veranlasst, bei unserer so weitgehenden Uebereinstimmung in necessariis, den Appell Wilh. Röpkes an

den gesunden Menschenverstand unsern Lesern vollinhaltlich zum Nachdenken zu unterbreiten, wozu sich der morgige Betttag ja trefflich eignet.

Besonders aber freuen wir uns, ihm noch eine eindrucksvolle Bekräftigung beifügen zu können durch einen Einblick in die Tätigkeit des *Arbeitgeberverbandes Schweiz. Maschinen- und Metallindustrieller* unter der zielsicheren Leitung seines Präsidenten Ing. Dr. E. Dübi, Generaldirektor der L. von Roll'schen Eisenwerke. Er eröffnete die Generalversammlung des Verbandes vom 16. Juli d. J. mit einer gedankenreichen Ansprache von tiefer Menschlichkeit; wir danken ihm für die freundl. Erlaubnis zum Abdruck des Schlussteils seiner Rede. Sie enthält manche Anklänge an Röpkes Ausführungen und zeigt, dass auch hier in der Stellungnahme zur Einmischung des Staates in die Wirtschaft, zum Kollektivismus und der Verameisung im Gegensatz zum persönlichen Verantwortungsbewusstsein, vor allem in der Betonung des *Faktors Mensch*, also im Grundsätzlichen weitgehende Uebereinstimmung zwischen Theorie und Praxis herrscht.

Betrachtungen und Gedanken

Von Ing. Dr. Ernst DÜBI, Gerlafingen

Staatliche Wirtschaftslenkung

Die Kriegszeit bietet einen derart überzeugenden Anschauungsunterricht, dass alle diejenigen, die in einer weitgehenden staatlichen Lenkung der Wirtschaft das letzte Ziel erblicken, nur Einblick nehmen müssen, um zu erkennen, dass wir um so konkurrenzfähiger dastehen werden, je mehr wir uns dereinst wieder von ihr werden loslösen können. Die straffe, zusammengefasste Lenkung des Wirtschaftsgeschehens ist während des Krieges nicht zu entbehren; an dieser Tatsache ist nicht zu rütteln. Nicht zustimmen können wir indessen der Ansicht, dass in ihr auch die Lösung für die Nachkriegszeit liegt. Es ist verfrüht, darüber eine Auseinandersetzung herbeizuführen, was dereinst bleiben und was abgebaut werden muss. Eine staatliche Lenkung der Wirtschaft sollte nie Selbstzweck sein, sondern nur so weit ausgebaut werden, als sie sich von der Wirtschaftseite aus und nicht etwa vom Staat oder der Politik her beurteilt, als nötig erweist, wobei selbstverständlich die zu beachtenden Gemeinschaftsinteressen mit in Rechnung zu stellen sind. Diese bilden, je länger je mehr, einen Bestandteil der Wirt-

schaft selbst, und deren Wahrung bleibt mit Vorteil den Verbänden überlassen, denen in dieser Richtung auch ein gutes Stück erzieherische Arbeit zukommt. Wenn auch Großdeutschland, für dessen staatlich streng gestaltete Wirtschaftslenkung allgemein Verständnis aufgebracht werden muss, in den letzten Monaten zu einer neuen Form der Wirtschaftssteuerung mit grösserer Selbstverantwortung zurückkehrt, so sollen wir ein solch massgebendes Beispiel gebührend würdigen, und wir müssen bei jeder weitem Steigerung der zwangswirtschaftlichen Lenkung prüfen, was von der Privatwirtschaft und ihren eigenen Organisationen wegzunehmen ist und wie weit deren eigene Möglichkeiten miteinzuschliessen sind.

Zeit und Kapital sind nun einmal Grössen, die im Wirtschaftsleben eine grundlegende Rolle spielen und nicht ohne Nachteil verlängert und erhöht werden können. Jede staatliche Wirtschaftslenkung bringt im allgemeinen Zeitverlust und neue zusätzliche Kosten. Die Annahme, die zentrale Leitung schaffe andererseits etwa eine Entlastung an der Front der Industrie selbst, erweist sich als irrig. Eine Erhebung bei unsern Mitgliedern hat ergeben, dass infolge der kriegswirtschaftlichen Führung 620 Angestellte mehr in unsern Industrien beschäftigt werden müssen, damit die Arbeit bewältigt werden kann, die sich durch die infolge des Krieges neu geschaffenen staatlichen Einrichtungen aller Art eingestellt hat. Da zugegeben werden muß, dass eine solche Feststellung nicht mit aller Genauigkeit durchzuführen ist, möge die genannte Zahl nur als Grössenordnung bewertet werden.

Nichts wäre verkehrter, als unseren kriegsbedingten zentralen Wirtschaftsorganisationen heute schon Bedeutung und Form für eine zukünftige Friedenswirtschaft geben zu wollen. Die Entwicklung können wir ruhig der Zukunft überlassen, und zwar mit der Gewissheit, dass wir auch späterhin jeweils eine annehmbare Lösung finden werden, vorausgesetzt freilich, dass die Wirtschaft in ihren grossen Zusammenhängen erkannt wird. Es gibt Dinge im menschlichen Leben, die sich scheinbar ohne sichtbares Zutun der Menschen wie die Magnetnadel naturgebunden einstellen, die die Lösung in sich schliessen, ohne dass bei solchem Glauben gleich von Sorglosigkeit oder blindem Gottvertrauen zu reden wäre. Diese Dinge und die gute Lösung richtig zu erkennen, in ihrer durch die gegebenen Voraussetzungen vorbedingten Entwicklung vorerst einmal nicht zu hindern und vom rechten Augenblick an zu fördern, hat der grössere Aussichts, der nicht mit vorgefassten Ideen belastet ist. Noch zu allen Zeiten haben die Menschen das Grösste geleistet, die gewohnt und dazu erzogen waren, das Carpe diem tatkräftig zu gestalten und die ihre Zeit nicht verdröselten mit der Ausarbeitung von Programmen, solange jede klare, bestimmte Voraussetzung dazu fehlt, deren Gestaltung möglicherweise nicht einmal in unserer Hand liegt. Ja, man ist versucht, zu behaupten, die Kürze des Programms sei ein Masstab für die Klarheit eines Kopfes und das Programm an sich ein Ersatz für die Intelligenz, zum mindesten für fehlende Kenntnisse. Wer an produktives Arbeiten gewohnt ist, wird beipflichten, dass es kaum etwas Unbefriedigenderes gibt, als Aussprachen beiwohnen zu müssen, an denen es sich um unbestimmt umrissene Fragen der allgemeinen Wirtschaftsplanung handelt. Es darf auch einmal festgestellt werden, dass der Ruf nach Wirtschaftsplanung schlechthin nie aus Kreisen der Wirtschaft selbst kommt, sich eine Notwendigkeit dazu bei ihr also nicht einstellt. Die große Aufgabe des Staates in Wirtschaftsfragen bleibt das Eben der Wege und der Verbindungen von Land zu Land; sich ihrer alsdann zu bedienen, darf ruhig der Industrie und den sich zwangsläufig ergebenden persönlichen Beziehungen und Freundschaften überlassen werden.

Politiklose Tätigkeit des Arbeitgeberverbandes

Die politischen Parteien und namentlich die überparteilichen Neugründungen der letzten Jahre befassen sich immer mehr mit rein wirtschaftlichen und sozialen Fragen, und es ist daher verständlich, dass die Wirtschaftsführer persönlich oder über ihre Arbeitgeberverbände zur Mitarbeit aufgefordert werden. Es handelt sich dabei oft um den Versuch, Erfolge, die in stiller, politikloser, dazu vielfach von Dritten nicht voll erkannter Einzelarbeit errungen worden sind, ins Parteileben hinauszutragen und dort bald mehr in der einen, bald mehr in der andern Richtung zu verwerten. Wir müssen daran festhalten, dass wir die nützlichste und erfolgreichste Arbeit in unsern erprobten Verbänden leisten können, und wir dürfen nicht daran denken, Politik in sie hineinzutragen, noch ihnen eine politische Färbung dadurch zu geben, dass wir uns unsere Zielsetzungen und Bestrebungen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet ausserhalb unseres ureigenen Tätigkeitsgebietes selbst mit Politik umspinnen. Zugegeben, was die Öffentlichkeit und die Politik tun, findet mehr Beachtung; sie kennen die stille Arbeit vielfach

nicht, weil sie ihnen nicht dient. Ist je von der ganzen schweizerischen Privatwirtschaft auch nur angenähert so viel gesprochen worden, als jetzt von den kriegswirtschaftlichen Organisationen und ihren Leistungen, und haben wir je einmal über unsere Verbandstätigkeit auch nur angenähert ein gleiches Aufsehen zu machen versucht, wie es nach jedem Parteitag irgend einer politischen Partei zur Tagesordnung gehört? Das ist nun einmal so; wir haben dafür Verständnis, und wir wünschen gar nicht, dass es anders wäre. Es darf höchstens mit einer gewissen Befriedigung festgestellt werden, dass in der gewaltigen, zurückgezogenen Arbeit der Industrie, deren Stille nicht durch Worte übertönt, die aber mit Maschinenlärm und Hammerschlägen im Takt gehalten wird, der Kern liegt, um den herum sich gar vieles anderes erst aufbaut.

Hoherfreulich ist es aber, wenn Ideen, wie sie zum Beispiel unserem Friedensabkommen¹⁾ zugrunde liegen oder gelegentlich in Gedanken ausgesprochen werden, anderweitig aufgefangen, in ihrem ganzen Wollen erfasst und durch weitere, zusätzliche Vertiefung bereichert werden. Was können wir uns Schöneres wünschen, als wenn Prof. Dr. Max Huber in seinem hochbedeutenden Geleitwort zur Geschichte der Aluminium-Industrie-Aktien-Gesellschaft Neuhausen über den Arbeitsfrieden schreibt und hervorhebt, dass es ganz dem schweizerischen Staatsgedanken entspreche, wenn der Ansporn von Einzelnen und ihren Verbänden ausgehe, von der Freiheit herkomme und nicht von staatlichem Zwang, oder wenn Dr. Roman Boos über den gleichen Gegenstand in Anlehnung an meine Betrachtungen und Gedanken vom letzten Jahre urteilt: Die Friedensvereinbarung sei gemeinsamer Kampf zum Frieden unter denen, die in einer Sache zuständig sind. Wenn er etwa dann noch hinzufügt: Diese Haltung ist die genössische, im eidgenössischen Ursinn Verwirklichung der Gemeinschaft im Verein der Bundhände, und dazu als Voraussetzung noch fordert, dass der Staat aus den Dingen ausgeht, wo es ohne ihn zum Menschenfrieden komme.

Ideen werden bestimmt dann am besten verwirklicht, wenn sie, einmal ausgesprochen, von anderen aufgenommen werden, die im täglichen, werktätigen Leben andere Interessen vertreten, jene also ganz allgemein über diese stellen und so vom Verdacht befreien, dem Egoismus zu dienen. Variationen über sie und den Weg neuer Betrachtungen, die zur Vertiefung führen, liefern dazu die beschwingten Flügel. Doch all das hat nur einen Sinn, wenn ausgesprochene Gedanken und vollbrachte Werke untermauert und nicht überlastet werden. Es ist viel schwerer, grosse Massen und ganze Länder für eine Idee, die nur die Erhaltung des Bestehenden will, mitzureissen als für etwas wirklich Neues. Es ist daher recht gut, dass auch bei uns vieles noch unvollkommen ist und neue Ideen Platz haben. Doch suchen wir sie da, wo sie zur Stärkung unseres Eigenlebens führen, das nie in Widerspruch zu anderen steht, das aber, je mehr es wirklich zu uns paßt und unserer Art ist, dazu beiträgt, uns auf die Dauer Achtung zu verschaffen.

Lässt sich im weiteren eine schönere Frucht unserer Bestrebungen um den Arbeitsfrieden denken, als wenn sich, wie dies in Aarau und im Zürcher Oberland zutrifft, Arbeitnehmer und Arbeitgeber aus eigenem Antrieb zusammenfinden, um mit gemeinsam zusammengetragenen Mitteln und in gemeinsamer Arbeit dem Anbauwerk zu dienen.

Und wollen wir uns nicht heute schon darüber freuen, dass wir auf weiteren Gebieten sich eine neue Zusammenarbeit zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern abzeichnen sehen, die, wie so vieles, was sich in unserer Industrie in den letzten Jahren zugetragen hat, ohne Mithilfe des Staates noch der Politik heranreift? Wir schätzen uns glücklich, dass solche Tätigkeit von massgebenden Männern als urschweizerisch beurteilt wird.

Urschweizerische Einstellung. Der Mensch

Wir können uns vom gewaltigen europäischen Geschehen nicht losrennen; wir sind mit ihm schicksalverbunden. Doch dürfen wir den Glauben an uns selbst auch nicht für die Dauer einer Sekunde aufgeben. Das wird dann zu erreichen sein, wenn wir aus unserer schweizerischen Eigenart das Letzte, das Beste herausholen. Die eidgenössische Form, soll sie dabei Erfolg haben, setzt höchste menschliche Einsicht auf breiter Grundlage voraus, dazu höchste Entfaltung zu menschlicher Würde. Je entschlossener dieser Weg beschritten wird, um so mehr gehören wir uns selbst, und um so eher werden wir uns die Selbstführung erhalten.

Nicht die übertriebene Einmischung des Staates in alle Einzelheiten unseres Lebens sei unser letztes Ziel, wohl aber die Erziehung dazu, dass freiwillig das getan wird, was nicht unterbleiben darf, ohne zurückzubleiben. Was alsdann darüber hinaus

¹⁾ Im Wortlaut in Bd. 110, S. 317. Vgl. auch S. 143 dieser Nr. Red.



Abb. 4. Brunnhaus in Illsank bei Berchtesgaden mit Druckleitung auf 356 m Höhenunterschied



Abb. 3. Hölzerne Soleleitung mit Luftzapfenkästchen

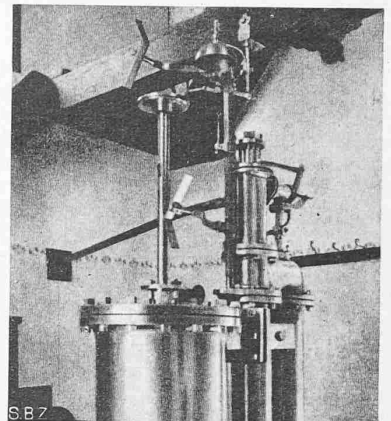


Abb. 5. Wassersäulenmaschine im Brunnhaus Unternesselgraben

noch geschieht, bedeutet erst wahre Grösse. Die Schweiz geht dann am sichersten einer schönen Zukunft entgegen, wenn wir mit letzter Kraft an sie glauben. Im Glauben liegt Kraft, und neue Kräfte werden durch sie geschaffen.

Die harte Notwendigkeit des Tages, vielleicht der noch kommenden Jahre, dürfen uns daher den Glauben an die Sendung des einzelnen Menschen, der freilich in und für die Gemeinschaft lebt und wirkt, nicht zerstören, des Menschen, der durch tiefste Einkehr in sich selbst erst zu solchem Glauben gelangt und dann in Ehrfurcht nicht eher rastet, als bis er in Staunen über das wahrhaft Grosse im Endlichen verfällt und damit einen ersten sichern Hort findet auf dem Wege, der weiter führt durch das Tor des Unendlichen. Das aber bedeutet naturtriebhabte Loslösung aus der Vermassung, die nicht schweizerischer Art ist, doch das bedeutet gleichzeitig das Glück gar vieler, also niemals die Verachtung der Masse, und das führt zur Vollendung des Menschen in der letzten Konsequenz. So weit zu kommen, ist unendlich schwer; doch ein weit gestecktes Ziel füllt selbst ein kurzes Leben aus. Wir brauchen keine Philosophie der einzelnen Berufe, so der Technik, auch keine Kulturphilosophie, es genügt die gute, alte Philosophie, damit der Mensch in sich gehe und alsdann unbesorgt irgendwohin gestellt werden kann. Die Technik in ihrem wissenschaftlichen Teil erleichtert allerdings den Weg zur Verinnerlichung.

Das Verlangen nach der ganzen Tiefe all dessen, was der Mensch noch zu erfassen vermag, war, so weit ich mich entsinne, kaum jemals tiefer als jetzt und zwar allerorten und in allen Ländern. Diese Feststellung mag sonderbar erscheinen, doch, man muß nur abtasten, und man wird das Gesagte als Wahrheit erkennen. Man braucht sich darüber auch gar nicht sonderlich zu wundern. Was soll denn zu tiefer Einkehr menschlichen Geistes führen, wenn nicht der ganze Ernst unserer Zeit mit den fragenden Warum, Weshalb?

Gewiss, solches Verlangen beschränkt sich noch auf Wenige, doch das genügt. Die Vielheit zählt hier nicht. Glücklicherweise die Zeit, in der der tiefe, ehrfürchtige Mensch mit seinem naturgewaltigen Streben sich über die einstweilen noch harten und rohen Bestrebungen und die Zielsetzung des Krieges und über die schwer geprüfte Welt stellt. Die Zeit wird kommen, weil sie unerlässlich ist. Die im Menschen seelisch bedingten Kräfte sind stärker als alle wirtschaftlichen Notwendigkeiten. Diese dürfen daher nie im Gegensatz zu jenen stehen, wenn ein Höchstmass von Erfolgen erreicht werden soll. Der Mensch wird freiwillig nur solange sein Bestes geben, als er sich nicht selbst zu verleugnen hat, die Unverletzbarkeit der seelisch bedingten Kräfte also erhalten bleibt. Wird gegen sie gehandelt, so tritt an Stelle des freien Willens die Peitsche, an Stelle des freien Menschen der Sklave. Für alle, die an den tiefen Sinn des menschlichen Lebens glauben, bildet eine solche Entwicklung niemals ein erstrebenswertes Ziel; sie wird auch nie die Herbeiführung einer glücklichen Friedenszeit ermöglichen. Vom Kriege ist hier nicht die Rede. Diese Erkenntnis schliesst freilich die Erziehung nicht aus, der auch die seelisch bedingten Kräfte zugänglich sind. Sie in die rechten Bahnen zu leiten, ist eine der grossen Aufgaben unserer, bestimmt der dereinst kommenden Friedenszeit. Viele der Gedanken und Ideen, die einstweilen noch Ideologien sind, weil die Zeit zu rasch verstreicht und zu unruhig ist, müssen erst noch zu Ende gedacht werden, was sie vielfach verdienen, um als kulturfördernd und als glückbringend in das Leben der Menschen einzugehen²⁾. Selbst wenn unsere Generation eine solche

Entwicklung, die über den Weg der Ruhe führt, nicht mehr miterleben sollte, so ändert das nichts am unerschütterlichen Glauben, dem wir uns verschreiben müssen, damit wir den rechten Weg suchen jetzt und im künftigen Europa, von dem wir uns nicht trennen können und wollen und dessen Aufschwung und Glück wir alle wünschen.

Nie liegt bei uns die Grösse im Streben nach der ganzen, also auch der geistigen Vermassung, solange wir an eine Sendung der Schweiz glauben, wohl aber, wenn auch im nie restlos zu erreichenden Ziel, im Streben nach dem tiefern Sinn des: homo factus est.

Das ist der Weg, der jedem offen steht, der Weg der wahren Freiheit, der zufriedene Menschen schafft, Glück bringt, ein Ziel im Leben der Menschen bedeutet und die Gemeinschaft auf urschweizerische Art sicherstellt.

Freude an der Arbeit

Zu solchem Streben kommt ein Weiteres und, fast wage ich zu sagen, Letztes: Es ist die Freude an der Arbeit und der Hang nach Spitzenleistungen in Gewerbe und Industrie. Die Landesausstellung war ein überzeugender Spiegel unseres Könnens, und die diesjährige Mustermesse liess deutlich genug erkennen, dass es uns darum ging, nicht in erster Linie nur um die Kundschaft zu werben, sondern offen zu zeigen, dass wir ein friedliches Volk sein wollen, ja dass uns unsere Friedensliebe über alles geht, dass wir die Arbeit ehren und stolz darauf sind, ganze Arbeit zu leisten.

Es liegen Beweise vor, dass das Ausland unser Streben erkannt hat. Was können wir heute und auch später Besseres tun, als uns die Achtung anderer auf diese Weise zu erhalten, also über den Weg der letzten Anstrengung einzeln und in der Gemeinschaft rechte Menschen zu werden und es durch erstklassige Arbeit und soziales Denken zu beweisen. Je mehr es uns gelingt, in allen unsern Handlungen, die freilich von Erfolg begleitet sein müssen, den urschweizerischen Charakter zu wahren, umso mehr beweisen wir die Daseinsberechtigung unseres Landes und unseres freien Volkes. So fällt unserer Industrie ein bedeutender Teil der Verteidigung unseres Landes zu, und dass sie dabei der Waffen nicht bedarf, ist ein Symbol, dem wir tiefen Sinn geben, an das wir glauben wollen.

Was bis heute bei gutem Willen möglich war, wird in der nächsten Zukunft schwerer zu erreichen sein, weil die Lebenshaltung sich weiterhin verteuert und weil Not und Schwierigkeiten sich auch in unserem Lande mehren.

Verantwortung der Arbeitgeber

Die Verantwortung, die auf uns Arbeitgebern lastet, droht aussergewöhnliche Formen anzunehmen. Der erste Mangel, vor allem an Brennstoffen, zwingt zu Betriebseinschränkungen auf vielen Gebieten der Industrie. Wir glauben, unsere Kriegswirtschaft bitten zu dürfen, die zu ergreifenden Massnahmen nicht schematisch anzuordnen, sondern bei der Prüfung der zweckmässigsten Zuteilung der jeweils noch vorhandenen Vorräte den mit bestimmten Mengen zu erreichenden Arbeitsumfang besonders zu würdigen. Rechtzeitige Zusammenfassung und Abklärung aller Fragen, die geprüft werden müssen, könnte dabei gelegentlich manche unnötige Verzögerung und Mehrarbeit an der Front der Industrie ersparen.

Unser Arbeitgeberverband steht bestimmt vor den schwersten Aufgaben, die je zu meistern waren. Die Grösse und Schwere der Verantwortung zwingt zu restloser Hingabe zur Arbeit, sonst werden wir den Ausweg aus den wirtschaftlichen Möglich-

²⁾ Dies gilt besonders auch für Röpkes Gedanken!

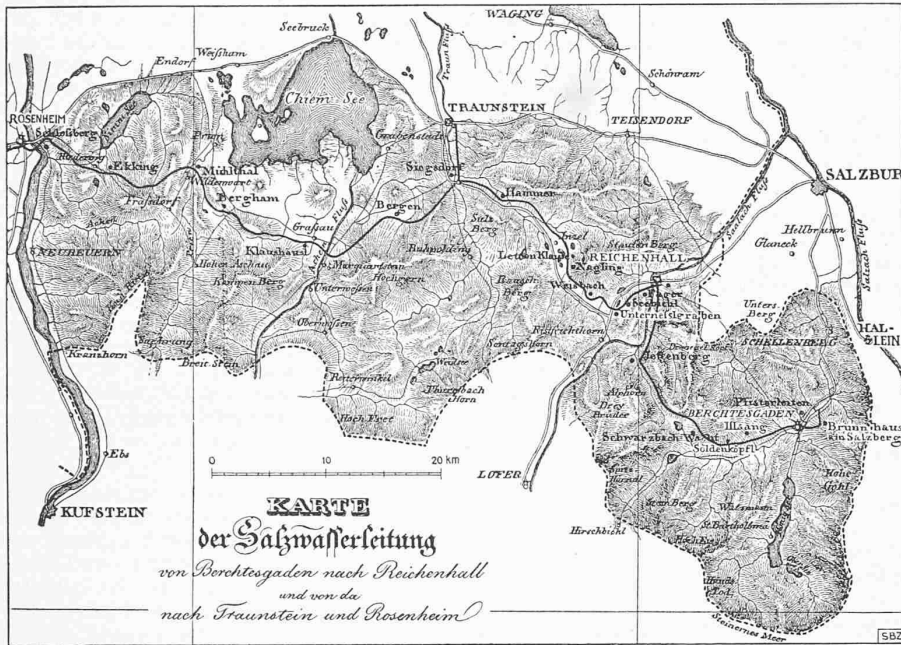


Abb. 1. Karte des Salzkammergutes 1:600000 (Abbildungen nach «Das Bayerland», 2. Maiheft 1921)

keiten, für deren Innehaltung wir in allererster Linie verantwortlich bleiben, den sozialen Unerlässlichkeiten und dem Beistand, den wir unserer obersten Landesregierung über den weiten Weg der Wirtschaftsführung und der Aufrechterhaltung des Friedens schulden, nicht finden. Wir werden uns bei der Fülle der kommenden Pflichten nicht ins Kleine verlieren dürfen, sondern mutig und entschlossen den Weg zu gehen haben, der am besten dem Ganzen dient und der von einer wachsenden Zahl von Opferstöcken eingesäumt sein wird.

Möge man uns Vertrauen entgegenbringen und uns glauben, dass wir guten Willens sind und uns die Schwierigkeiten nicht durch aufreizende Volksverführung vermehren! Das ist in Zeiten der Not so billig und so einfach, dass einer solchen Handlungsweise im vornherein jede Grösse fehlt und jedes Verdienst abgeht. Gruppen- und Parteierfolge setzen entsprechende Niederlagen voraus; sie sind in Zeiten grösster zwischenstaatlicher Spannung im eigenen Lande nur auf den Grundlagen unbedingter Ehrlichkeit anzustreben und nur in Fällen, in denen friedliche Gesamtlösungen mit der Zustimmung der grossen Volksmehrheit nicht möglich erscheinen. Der Verband schweizerischer Maschinen- und Metall-Industrieller ist zu friedlicher, aufbauender Zusammenarbeit bereit. Wir sind uns bewusst, dass ein solches Zugeständnis nicht Verdienst bedeutet, wohl aber Pflicht. Das Ausmass dieser Pflicht ergibt sich aus den hunderttausend Arbeitnehmern, die hinter unserem Verbands stehen, und den gewaltigen Sachwerten und Gütern aller Art, die unsere Mitgliedern zu verwalten haben. Wir sind jedem dankbar, der daran denkt, bevor er über unsere Tätigkeit urteilt. Vielleicht tritt dann anstelle eines harten Urteils die mildere Form eines gutgemeinten Ratschlages, den wir nicht nur jederzeit gerne entgegennehmen, sondern um den wir in der ganz ungewöhnlich ersten Zeit am Schlusse unserer Ausführungen herzlich bitten.

So sollen meine diesjährigen Betrachtungen und Gedanken in tiefer Absicht nicht mit einer Steigerung der Gedanken, dafür mit zwei Worten, die der Welt heute fehlen, symbolisch und still ausklingen: Die Herzlichkeit und das Bitten, sie mögen wieder kommen!

Salz-, Brennstoff- und andere Nöte in alten Zeiten

Vorderhand sind Zukunftsträume keine Sorgenbrecher für die Gegenwart und man sucht hin und wieder gerne kurz einen Ruhepunkt in der Vergangenheit. Auch die sogenannte «gute» alte Zeit hatte ihre Sorgen und bedeutsamen Aufgaben, und brachte Männer hervor, die sie zu meistern verstanden. Im Zeitalter der Industrialisierung ist es besonders gegeben, einige Probleme in Erinnerung zu bringen, die die Lösung von technischen Fragen in grossem Masstab förderten.

Kein menschlicher Verbrauchsartikel ist so demokratisch wie das Salz, denn jedermann braucht die gleiche Menge, etwa 8 kg im Jahr. Die Sicherstellung dieses notwendigen Gutes hat man von jeher, besonders aber in politisch unruhigen Zeiten, nicht gerne dem Ausland anvertraut. Nun war gerade die Schweiz bis Mitte des 19. Jahrhunderts in der Salzbeschaffung zum grossen Teil auf das Ausland angewiesen (Baden, Württemberg, Bayern, Oesterreich und Frankreich waren ihre hauptsächlichsten Lieferanten) und es wurden öfters

Versuche gemacht, durch Erschwerung oder Unterbindung der Salzlieferungen auch einen politischen Druck auszuüben. Die Tagsatzungsabschiede sollen bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts Mitteilungen über schwierige Verhandlungen wegen Salzlieferungen enthalten haben.

Dem Verfasser sind von unseren ehemaligen ausländischen Salzlieferanten die bayrischen Salinen von Arbeiten in den Zwanzigerjahren her näher bekannt, und er konnte die technischen Meisterwerke vergangener Jahrhunderte aus persönlicher Anschauung bewundern lernen. Im Salzkammergut (Abb. 1) brauchte es verschiedene und zähe Kämpfe, um eine endgültige Gebietsabtrennung zwischen Bayern und Tirol auch bezüglich der Salzvorkommen herbeizuführen, und das Salzregal bildete offenbar zeitweise auch den Ausgangspunkt für besonders gute kaufmännische Geschäfte der damals regierenden Fürsten.

Das Salz wird in Bayern, wie bei uns, durch Versieden von Sole gewonnen, was viel Wärme erfordert. Schon im 17. Jahrhundert stellte sich in der Gegend von Reichenhall Brennstoffmangel, vor allem Holzmangel ein, dem man in kühnster Weise dadurch begegnete, dass man mit dem Brennstoff nicht dem Salz, sondern mit der Sole dem Brennstoff nachging und in drei Epochen gewaltige Soleleitungen baute, die mit dem Namen Reifenstuhl und Reichenhall verbunden sind. Ein Teil der Verarbeitung der Sole zu Salz wurde nach Traunstein wegen seiner grossen Wälder verlegt, ein anderer nach Rosenheim, wo bedeutende Torflager waren und der Inn im weitem die Verfrachtung des erzeugten Salzes erleichterte. 1617 bis 1619 wurde die Leitung Reichenhall-Traunstein mit 31 km, 1808/09 die Strecke Reichenhall-Rosenheim mit 79 km und endlich Berchtesgaden-Reichenhall mit 29 km erstellt. Das Profil nach Abb. 2 gibt die Längen- und Höhenverhältnisse dieser gewaltigen Bauten. Die Sole wurde jeweils durch Pumpwerke zu einer bestimmten Höhe gehoben und floss von dort mit natürlichem Gefälle bis zur nächsten, durch das Gelände bedingten Pumpstation. Die Steigleitungen wurden zuerst aus bleiernen Röhren gefertigt, die gesamten übrigen Leitungen aus Tannenholzdeichen (Abb. 3), die der Sole gegen-

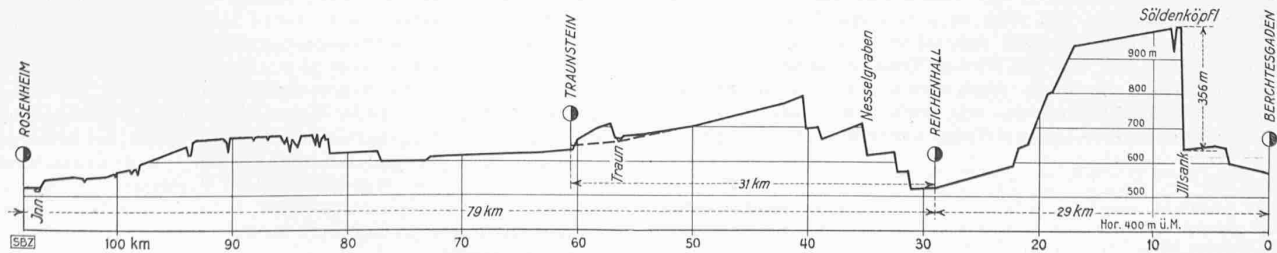


Abb. 2. Längenprofil der alten Soleleitungen von Berchtesgaden bis Traunstein und Rosenheim. Längen 1:600000, Höhen 1:20000